

Stadterfassungen. Durch Taipeh zu Pandemiezeiten

Tea Lobo, Bern

Von oben gesehen ist so manche Stadt kaum als *ein* Gegenstand zu erkennen. Würde man zum Beispiel aus dem hundertersten Stockwerk des Taipeh 101 (einst der höchste Turm der Welt) hinunterschauen, sähe man kaum, wo Taipeh endet. Selbst aus dem Weltall würde man seine Konturen nicht ausmachen können. Denn Taipeh ist so stark mit umliegenden Städten verwachsen, dass sich auf der Westküste der Insel Taiwans nur ein einziges Lichtermeer erblicken lässt (die Ostküste bietet kontrapunktisch eine dunkle Wildnis der wenig bevölkerten Bergwelt; von dort aus kann man, anders als im Westen Taiwans, die Sterne erkennen).

Mit Wittgenstein gedacht scheint „Stadt“ ein Begriff mit verschwommenen Rändern zu sein. Die Extension einer Stadt ist sowohl räumlich wie auch definitiv unscharf. Denn es ist notorisch schwierig, zu bestimmen, ab welcher Einwohnerzahl eine bloße Siedlung oder ein Dorf zur Stadt wird. Es gibt rurale Gebiete in China, die dichter besiedelt sind als manche europäischen Städte. Aber diese Unterbestimmtheit der Stadt spricht ihr natürlich nicht die Existenz ab. Im Gegensatz zu Frege, demzufolge man „einen unklar begrenzten Bezirk [...] überhaupt keinen Bezirk nennen [könne]“¹, weiß Wittgenstein, dass Determiniertheit und Abgegrenztheit keine Wirklichkeitskriterien sind. Im Gegenteil: Die Wirklichkeit der Tatsachen und Sprachen fließt, produziert Übergänge.

Unten, unter dem Turm in Taipeh, fließt der leuchtende Abendverkehr, Ströme von Fußgängern überschwallen rhythmisch die Straßenübergänge wie Wellen. Die Mannigfaltigkeit der Lichter, die emsigen Motorräder, die vielen Haupt- und Nebenwege werden durch den Blick von oben zu einem bunten Muster vereint. Der weltweite babylonisch anmutende Wettlauf um den höchsten Turm der Welt wurzelt vielleicht gerade in der Faszination dieses totalisierenden Blickes von oben. Die Praxis des Turmbauens ist nur eine der vielen Möglichkeiten, eine Stadt räumlich und symbolisch zu vergegenständlichen und sie auf diese Weise augenfällig erkennbar zu machen. Es besteht eine breite Palette an Mitteln, um eine Stadt erfassbar zu machen.

Im chinesischen Kulturraum, zu dem Taipeh gehört, werden Behauptungen oft mit „Konfuzius sagt...“ eingeleitet. Ich bemühe an dieser Stelle stattdessen Kant. Kant sagt: „Um aber irgend etwas im Raume zu erkennen, z.B. eine Linie, muss ich sie ziehen“ (KrV, B138). Und in der Tat wird die Stadt noch viel trivialer vergegenständlicht, indem man sie erst einmal baut, und somit materialisiert. Daraus würde buchstäblich folgen, dass, um eine Stadt im Raume zu erkennen, man sie (mit)bauen müsste. Dies war in der Tat die Idee Henri Lefebvres, der die Stadt

¹ Ludwig Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt a.M. 1984, § 71.

idealerweise als ein *kollektives Kunstwerk* verstanden. Doch die Bedingungen der immer kleinmaschigeren Arbeitsteilung lassen gar nicht zu, dass man den eigenen Beitrag zur gelebten Wirklichkeit noch wiedererkennt.

Die Materialisierung einer Stadt fängt in den seltensten Fällen mit einem Bauplan an – beispielsweise wurde St. Petersburg von Peter dem Großen anhand westlicher Vorbilder vorab durchgeplant, und innerhalb von wenigen Jahren aus dem Moorboden an der russisch-finnischen Grenze gestampft. Meistens jedoch wächst eine Stadt über Generationen hinweg mehr oder weniger planlos vor sich hin. Was es aber immer schon gab sind *Darstellungen* von Städten; seien es Pläne, Zeichnungen, Gemälde, Graphiken, Photographien oder später Filme, Satellitenaufnahmen, GPS Datenvisualisierungen und city dashboards – gewiss mit unterschiedlichen Ansprüchen an Exaktheit, Idealisierung, Nostalgieerweckung oder Besucherwerbung, je nach Erstellungszweck.

Etwas darzustellen oder zu konstruieren ist eine Weise, es als einen Gegenstand, eben als Objekt der Konstruktion zu erkennen, wie Kant mit seinen Überlegungen zur Rolle der Anschauung bei der geometrischen Erkenntnis nahegelegt hat.

Dies wissen auch Künstler und Kinder. Das genaue Hinschauen, das mit dem Versuch verbunden ist, das Gesehene möglichst treu abzubilden, halten einige Künstler für ein Mittel der Erkenntnis ihres Gegenstands. Claude Monet hat den durch ihn berühmt gewordenen Lilienteich obsessiv 250 Mal gemalt. Der Legende nach sagte er, er mache dies, um den Teich *zu erkennen*. Und indem ein Kind eine Lego-Stadtlandschaft baut, ein Spielzeugauto dadurch fährt, und diese Spielhandlung 250 Mal wiederholt, versteht es langsam, was es heißt, von einem Ort zum anderen zu fahren und in einer Stadt zu leben. Durch die Effigie nähert es sich allmählich der furchterregenden Stadthaftigkeit seiner Lebenswelt an.

Darstellungen sind daher oft Ermächtigungen. Kein Abbild gibt jedes Detail seines Urbildes erschöpfend wieder – ansonsten wäre es nicht eine Repräsentation, sondern ein Duplikat des Gegenstandes. Nelson Goodman hat auf die Doppeldeutigkeit des englischen Verbs „to capture“ in Bezug auf Städte hingewiesen.² Es kann sowohl eine Repräsentation als eine Eroberung meinen. Und in der Tat sind Versuche „to capture a city“, etwa durch eine Statistik, ein Diagramm oder sogar ein künstlerisches Bild oft auch Anstrengungen, Einfluss auf die Wahrnehmung derselben auszuüben. Vielleicht hat Mao dies geahnt, als er die Anfertigung von Stadtplänen Beijings verbot; so hielt er die eigene Bevölkerung über die Handlungsangebote ihrer Stadt im Dunkeln, um etwaige Revolten vorzubeugen. Kartographische Darstellungen fungieren irgendwo zwischen Texten und Bildern. Wenn man sie richtig liest, offenbaren sie Distanzen,

² Nelson Goodman, „On Capturing Cities“, *Journal of Aesthetic Education*, 15/1 (1991), 5–9.

Abkürzungen, Fluchtwege, Versammlungsorte – fast auf einen Blick. Stadtpläne demokratisieren die Kenntnis der Stadt, eine bei Diktatoren höchst unbeliebte Eigenschaft. Totalitäre Herrscher lassen sich gerne vor Stadtplänen und -modellen porträtieren, versperren so den Blick auf dieselben, und ergreifen auch mal spielerisch eine Modellkathedrale, einfach um zu schauen, wie die Stadt ohne sie aussähe.³

Das Vorstellungsbild einer Stadt ist wohl das eines dicht besiedelten Flecks der Erde. Straßen, Gebäude, stockender Verkehr und Menschenmengen kommen in den Sinn. Die Stadt verkörpert die Allgemeinheit, weil man in ihr nicht unter bestimmten, sondern unter *irgendwelchen* Menschen ist, die man zum Beispiel wie lebende Hindernisse umgehen muss, wenn sie in ihr Handydisplay absorbiert den Fußgängerverkehr blockieren. Weil wir uns eine ganze Stadt in jeder Einzelheit unmöglich vorstellen können, bedienen wir uns gewisser Heuristiken. Wir denken an Denkmäler, die metonymisch ganze Städte symbolisieren. Paris gleich Eiffelturm. New York gleich Freiheitsstatue. Wie verkürzt das ist, wissen alle, die schon einmal massenhafte Touristenströme an diesen städtischen Hotspots erlebt haben. Jede Stadt hätte mehr zu bieten, als die Selfies mit ihrem ikonischen Wahrzeichen abbilden. Einem, der auf einer Weltreise nur solche Orte abhakt, möchte man vorwerfen, er habe Paris oder New York nicht *wirklich* gesehen.

Die städtische Dichte kann man als ideal für kreative Unternehmungen und als Fluch im Fall von Epidemien wahrnehmen, wie die Beispiele von Wuhan und New York gegenwärtig in der Covid-19-Pandemie belegen. Diese Dichte trägt dazu bei, dass eine Stadt als ein Ganzes, in jeder Ecke und ins letzte Detail, nicht nur nicht vorgestellt werden kann, sondern auch zu etwas praktisch Unerfahrbarem wird. In der Philosophiegeschichte kommt die Stadt wohl deshalb eher ideell vor. Platon erzählte von Kalipolis, der Stadt des Schönen und des Guten. Das war auch ein Versuch, die Stadt mithilfe eines Idealbildes zu verstehen. Sie soll als „himmlisches Vorbild“ oder Paradigma – auf Griechisch paradeigma, was so viel bedeutet wie drüben zeigen (auch verwandt mit dem Lateinischen digitus, dem Finger) – der Formung der gerechten Seele (oder psyche) dienen (*Politeia* 592a–b). Man schaut sie nur mit dem geistigen Auge an, so wie man nach Platon die Idee des Guten erschaut. Wie später Aristoteles und die Stoiker, hält auch schon Platon das staat-städtische Leben für die vollkommenste Lebensform der Menschen, für einen Ort, in dem man auf vorzüglichste Weise glücklich werden kann. Nicht die tatsächlich vorhandenen Städte machen glücklich, wohlgemerkt, sondern eben die philosophisch erbaute „Stadt aus Worten“ (*Politeia* 369c, 592a; *Nomoi* 739c), das noch nie verwirklichte Ideal eines gerechten Zusammenlebens.

³ Deyan Sudjic, *The Edifice Complex: How the Rich and the Powerful Shape the World*, London 2005, 66.

Eine gerechte Stadt soll als Vorbild für die Seele dienen, meint Platon. Die Analogie zwischen der Arbeitsteilung in der Stadt und der Zusammenarbeit verschiedener psychischer Vermögen lässt sich auch als eine womöglich befremdende These der Wechselwirkung zwischen der Psyche und der Polis verstehen. Nicht nur die Psyche formt die Stadt durch ihre Ideen über dieselbe oder gar materiell durch Holz und Stein (oder heute wohl eher Stahl und Beton), sondern die Psyche selbst wird zum Gestaltungsstoff der Stadt. Was als eine bahnbrechende neue Forschungsrichtung der Neurourbanistik gilt – der Studie der Art und Weise, wie Städte unsere Synapsenfeuerungsmuster bahnen und neu konfigurieren –, lässt sich etwas anders auch schon in der Begrifflichkeit Platons sagen. Die Seele, als ein psychophysisches Ganzes, das Bewegungsprinzip des Körpers und sein Lebensantrieb, wird in Zirkulationsräumen der Stadt einer Art Training unterzogen.



Abb. 1. Taiwan von oben

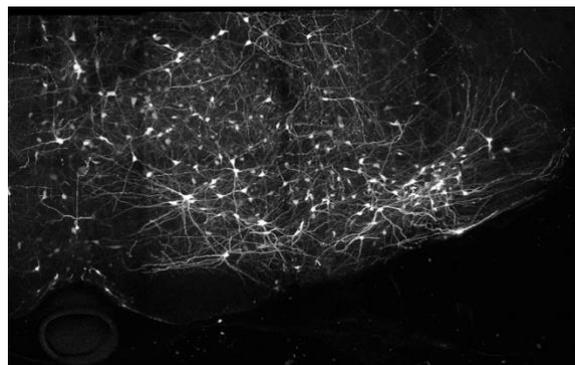


Abb. 2. Neuronale Netzwerke

Vielleicht lässt sich Kants Modell der räumlichen Erkenntnis weiterdenken: Um die Linien einer Stadt zu erkennen, muss ich sie abschreiten. Eine Binsenweisheit besagt, dass man eine Stadt erst *wirklich* erfährt, indem man durch sie spaziert. Erst so kommt ihre spezifische Gegenständlichkeit überhaupt zum Ausdruck. Fahren ginge auch. Die Stadt ist jedenfalls kein Gemälde das man kontemplant, sondern ein Terrain, das Schlupflöcher, Schleichwege und Flaniermeilen anbietet

und erkundet werden muss. Die Stadt gehend zu vergegenständlichen und zu erkennen, heißt aber auch, sich der Stadt anzuliefern, selbst zu ihrem Gegenstand zu werden. Durch Bewegungen durch die Stadt bleibt diese nicht passiv, sondern sie schreibt sich in den Körper und in dessen Bewegungsprinzip, die Psyche, ein.

Stellen wir uns deshalb eine Figur vor, die Taipeh flanierend erkunden will, heute, Mitte März 2020. Vielleicht ist diese Figur eine Besucherin aus Europa, die nun vom Panoramafenster im hundertersten Stockwerk des Taipei 101 auf die Stadt schaut. Auf Grund der Covid-19-Pandemie und den damit verbundenen Reisebeschränkungen blieb sie in Taipeh stecken – was an sich nicht schlecht ist. Während Europa und die USA gegenwärtig einen Lockdown durchleben, funktioniert das öffentliche Leben Taiwans wieder gut. Die strengen Maßnahmen zur Bekämpfung der Pandemie, die die taiwanische Regierung im Januar 2020 getroffen hat, haben sich gelohnt, und die Insel blieb von der Krankheit weitgehend verschont. Deshalb kann unsere Protagonistin jetzt eine Bewegungsfreiheit genießen die für ihre Familie und Freunde in Europa, die im Homeoffice sitzen, unvorstellbar wäre.

Nun schreitet sie in Richtung Lift, um zum Fuß dieses Turmes und hinunter in die Stadt selbst zu gelangen. Im Lift glüht der Knopf mit der gedrückten Nummer Eins (in Taiwan hat man kein Erdgeschoss, sondern fängt bei der Zählung der Stockwerke gleich bei Eins an). Der Knopf ist rund und leicht erhoben von der stählernen Liftwand. Nicht einmal dieser Knopf mit der großen leuchtenden Eins lässt sich statisch aus allen Richtungen sehen, warum soll das mit der Stadt der Fall sein? Unsere Protagonistin verschiebt ihr Gewicht leicht von einem Fuß zum anderen und erblickt so seine bislang versteckte Hinterseite. Es ertönt ein schriller Klang, und der Lift spuckt sie aus. Eine Schiebetür aus Glas gleitet zur Seite und sie gelangt an die heißfeuchte und mit Abgasen verseuchte Abendluft Taipehs.

Indem sie zu Fuß geht, schiebt sie das Problem der Stadt hinaus, nämlich dass man zu vielen Fremden zu nahekommt, was besonders in Bussen und Metrozügen und in Seuchenzeiten spürbar ist. Wie einst Benjamin, Debord und Certeau versucht sie zu flanieren, Taipeh gehend zu erkennen, kinästhetisch zu erfassen. Das kollektive Unbewusste der Millionenstadt aus deren Materialität zu erschließen. Die Träume der Ahnen in den Tempelanschriften zu deuten. Sich von Gefühlen und Stimmungen der Quartiere und Straßenecken anstecken zu lassen.

Der amerikanische Psychologe James Gibson meint, Menschen und andere Tiere nähmen ihre Umgebung nie neutral wahr, sondern immer in Bezug darauf, wie sie mit ihr interagieren könnten: ein Pfad ist begehbar, eine Mauer hindert den Durchgang, ein Baum oder eine Treppe ist erklimmbar. Diese Merkmale der physischen Umgebung heißen nach Gibson *affordances* oder

Handlungsangebote.⁴ In der frühen Affordanzforschung der 1980er Jahre hat man sich für die rein körperliche Komplementarität von Mensch und Umwelt interessiert. Es ging zum Beispiel darum, das perfekte Verhältnis von Treppenhöhe und Beinlänge zu ermitteln, bei dem die Treppe als ein einladendes Handlungsangebot wahrgenommen wird.

Heutzutage interessieren sich Forscher zum Glück auch für die etwas komplexeren sozialen Dimensionen menschlicher Handlungen. Je nachdem, wer man ist und wie hoch oder tief man steht auf der Leiter der gesellschaftlichen Fressordnung, nimmt man eine Stadt anders wahr. Fußgängerviadukte, wie der, wo sich unsere Protagonistin gerade befindet, sind nicht nur sichere Straßenübergänge, über die man bequem über die Kolonnen von Autos, Taxis und Motorräder schreiten kann und auf die andere Seite gelangt, sondern auch Knotenpunkte in einer parallelen Welt der Sucht und geheimer Transaktionen, die hier in aller Öffentlichkeit stattfinden. Genau in diesem Viadukt liefern Gangster des indischen Drogenbosses Chhota Satya (was so viel wie kleine Wahrheit bedeutet) ihre Waren an ihre Kunden. Unauffällig und im Vorbeigehen. Auch Obdachlose wissen die Mehrdeutigkeit der Stadt zu nutzen. Sie müssen es, um Unterschlupf und Nahrung zu finden, um zu wissen, wann man sich unterm Radar bewegen muss, und wann die Luft rein ist. Der überdachte Viadukt ist ihr Wohnzimmer, besonders bei Regen. Sie wissen aber, dass sie sich besser nicht treppauf darein begehen sollen, wenn Satyas Leute im Viadukt arbeiten. Die Treppe wird dann eben nicht als ein Aufstiegsangebot wahrgenommen, auch wenn deren Stufenhöhe gemessen an deren Beinlänge ideal ist. Unsere Protagonistin ahnt das aber alles nicht. Für sie ist der Viadukt ein Mittel, um von A nach B zu kommen.

Zugegeben ist auf Grund der Bevölkerungsdichte die Kriminalitäts- und Obdachlosigkeitsrate in den Städten höher als auf dem Land. Andererseits bietet die Stadt gerade deswegen Möglichkeiten der zufälligen Begegnung, der Intensität von immer wechselnden, stets neuen Eindrücken.

Menschen leben dicht nebeneinander, aber durch mehr Interaktionen sind

Begegnungswahrscheinlichkeiten höher, vielleicht auch die Wahrscheinlichkeit, Seelenverwandte zu finden. Die Stadt sei die Urszene der Sozialisation, der Auslebung unserer Natur als politische Tiere, der Einübung in die Tugenden, meint Aristoteles (*Politik* 1253a–1253a15).

Plötzlich platzt ein jüngerer Mann aus der *Alchemy Speakeasy Bar* auf der linken Straßenseite und taumelt ihr entgegen. Vielleicht ist er ein Medizinstudent aus der nahe gelegenen Taipeh Medical University. Als er anfängt, lauthals zu singen, biegt unsere Protagonistin nach links ab.

⁴ James J. Gibson, *The Ecological Approach to Visual Perception*, Hillsdale, NJ/London, [1979], 1986, 127–143.

Es gibt sie schon, diese gesteigerte Begegnungswahrscheinlichkeit in der Großstadt. An einem durchschnittlichen Abendspaziergang unter der Woche sieht man in Taipeh etwa 4–5 Gesichter pro Sekunde, fast alle mit Masken. Sie verschwinden so schnell in die entgegengesetzte Gehrichtung, wie man sie auch erblickt hat. Wie Simmel einst beobachtet hat, führt die zunehmende Begegnungsrate in der Großstadt eher zur Distanzierung als zur Nähe.⁵ Die Begegnungen sind hier in dieser hochmodernen asiatischen Stadt noch flüchtiger als in Baudelaire's Paris des 19. Jahrhunderts. Die gesteigerte Begegnungswahrscheinlichkeit und die gleichzeitige Distanzierung unter Fremden machen nur einen der vielen Widersprüche der Stadt aus.

In die Songqin Straße angekommen, biegt unsere Protagonistin wieder links ab und kommt zum *Four Four South Simple Village Market* (er heißt wirklich so). Die Agora, die Wiege der Demokratie: der Ort des Sichtbarwerdens, des In-Erscheinung-Tretens, des Austausches und der gegenseitigen Anerkennung. Aber auch der Ort, an dem das Land mit Obst und Gemüse metonymisch in die Stadt gelangt. An diesem Markt sieht sie aber kein Obst und Gemüse, sondern zunächst einmal ein großes farbiges Disneyschloss aus aufgeblasenen Ballonen. Stände mit Handtaschen, Schuhen, Hundekleider, Spielzeug. Im Neonrausch wandeln Besucher unter den ausgestellten Waren. Viele sind aber auch mit ihren Handys beschäftigt. Vielleicht lesen sie gerade die Nachrichten über die neuesten Zahlen der Corona-Infizierten in Europa und den USA. Oder vielleicht bestellen sie gerade ihr Abendessen, das geliefert werden soll, wenn sie zu Hause ankommen. Der eigentliche Markt ist heute unsichtbar; er schwebt im weltweiten Netz und anders als die Agora dient er nicht der gegenseitigen Mitwesenheit und Anerkennung, sondern lockt die Menschen zur Privatheit ihres leuchtenden Handydisplays.

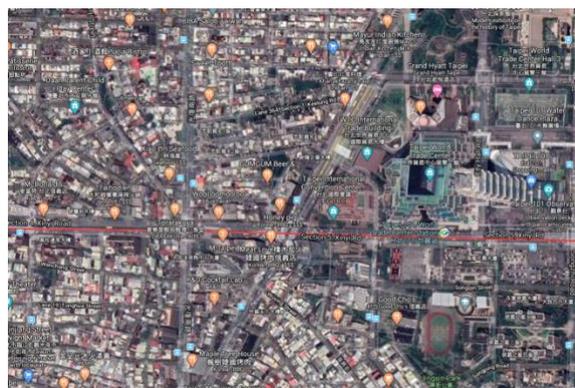


Abb. 3. Stadtplanausschnitt von Taipeh

⁵ Georg Simmel, „Die Großstädte und das Geistesleben“, *Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908*, Frankfurt a.M. 1995.

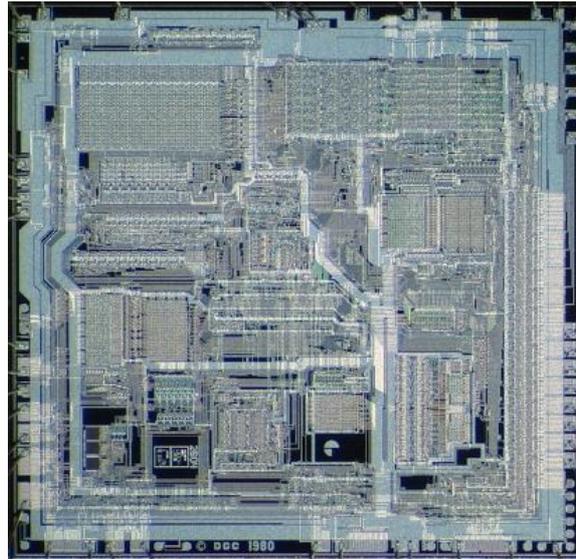


Abb. 4. Mikrochip

Durch den Jingxin-Park geht sie weiter Richtung Süden. Die hochgewachsenen tropischen Bäume beugen sich über die Spielplätze und Barfußgehwege. Fröhlich ist der Park durch Rentner besetzt, die, noch in ihren Pyjamas, langsam und genüsslich ihre Taiqi-Übungen durchführen. Abends sind es vor allem Pärchen, die diskret verteilt ihre Privatsphäre suchen. Sie kommt zu einem einfachen, aber vielversprechenden Restaurant, das ganz einfach *Noodle Shop* heißt. Am Eingang wird ihr zunächst Temperatur gemessen und ein Desinfizierungsmittel für die Hände angeboten – eine gängige Vorsichtsmaßnahme in der ganzen Stadt während der weltweiten Covid-19-Pandemie, auch als es in Taipeh keine Infizierungsmeldungen mehr gab. Drinnen fünf Holztische und eine Theke, an der man seine Bestellung aufgeben kann: beef noodle soup hätte sie gerne. Essen ist hier keine Privatsache, und bald setzen sich auch andere an „ihren“ Tisch, löffeln hastig ihre dampfenden Suppen aus; Manager, College-kids, Bauarbeiter. Zwischen ihnen hängt pandemiebedingt jeweils eine durchsichtige Trennwand, die ihr Nebeneinander aber keinesfalls stört. Vergebens hat sie demokratische Gefühle auf dem Markt gesucht, wie man sie in europäischen Städten imaginiert: In Taipeh tritt man um *street food* versammelt für einander in Erscheinung. Unsere Protagonistin zieht weiter.

Es ist empirisch belegt, dass Menschen, die viel Zeit in Großstädten verbringen, insbesondere in dicht gebauten asiatischen Großstädten wie Tokio oder eben Taipeh, anders navigieren als diejenigen, die in weniger dichten nordamerikanischen Städten aufgewachsen sind.⁶ Sie halten sich eben nicht an markante Wahrzeichen einer Stadt, die wie auf See die Leuchtbojen und -

⁶ Yuri Miyamoto/Richard E. Nisbett/Takahiko Masuda, „Culture and the Physical Environment: Holistic versus Analytic Perceptual Affordances“, in: *Psychological Science*, 17/2 (2006), 113–119.

türme Orientierung geben, sondern denken eher in räumlichen Verhältnissen. Diese Formbarkeit des Menschen ist nicht nur geographisch, sondern auch historisch bedingt. Man denke an unsere Vorfahren im Paläolithikum, die ihre Umgebung wohl ganz im Sinne des Spurenlesens für die Jagd wahrgenommen und wie sie diese Umwelt auch modifiziert haben, indem sie etwa Fallen stellten. Dieses Vermögen des Schleichens und des Spurenlesens ist uns nun fast gänzlich abhandengekommen. Wir gestalten unsere äußere Umgebung, und diese Umgebung wiederum richtet unsere Wahrnehmungsmuster ab. Die Bestimmung ist gegenseitig.

Am Beispiel der Stadt ist dies am deutlichsten ersichtlich. Der Philosoph und Psychoanalytiker Jonathan Lear argumentiert dementsprechend über Platons *Politeia*: „roughly speaking, psyche is internalized polis and polis is externalized psyche.“⁷ Zum Beispiel wird eine bestimmte Kultur über Generationen hinweg durch die Externalisierung psychischer Strukturen deren Herrscher geformt (*Politeia*, 4.424a–b). Umgekehrt wird die Psyche durch eine Verinnerlichung der Ideale und der Kultur der Polis überhaupt erst zu einer Psyche (ebd., 9.592b, 6.500c und 484c, 490b). Die These einer Wechselwirkung zwischen Psyche und Polis wurde, zwar in einem anderen Vokabular, auch in der jüngeren Zeit hinaufbeschworen. Zum Beispiel betonte der Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich in den sechziger Jahren, dass Städte depressiv machen könnten, was neulich durch die Neurourbanistik bestätigt wurde.⁸ Auch Foucaults berühmte Diskussion des Bentham'schen Panoptikums zielt auf eine gewisse Eigenwirksamkeit der räumlichen Gestaltung: Durch die kreisförmige Anordnung der Gefängniszellen werden die Insassen potentiell immer beobachtet, was auch ihr Verhalten entsprechend normiert und diszipliniert, sowie ihr Innenleben reflexiv zu einem Gewissen umbiegt. Architektur öffnet jedoch auch Versammlungsräume – die antike Agora ist das beste Beispiel – in denen die Menschen überhaupt erst zu einem Wir-Bewusstsein gelangen können.

Die wechselwirkende gegenseitige Prägung des Bewusstsein und der gebauten Umwelt wurde durch die Verflechtung der Räumlichkeit mit Software und mit Koordinaten der virtuellen Welt in den sozialen Medien noch weiter gesteigert. Indem man den Ort eines Schnappschusses auf Instagram oder Facebook durch die „location“- bzw. „check in“-Funktion markiert, schafft man seine persönliche Stadtkarte, in der man seine Eindrücke, Gefühle, aber auch leichtfertig seinen momentanen physischen Aufenthaltsort veröffentlicht. Die Stadt wird so durch persönliche Erzählungen strukturiert. Andersherum werden immer mehr Straßenlampen, Parkplätze, gar Brücken an das Internet der Dinge angeschlossen und können einem beim nächtlichen

⁷ Jonathan Lear, „Inside and Outside the Republic“, in: ders., *Open Minded: Working out the Logic of the Soul*, Cambridge, Mass./London 1998, 239.

⁸ Jörg Fingerhut (u.a.), „Neurourbanism: Towards a New Discipline“, in: *The Lancet. Psychiatry* 4, (2017), 183–185.

Nachhausegehen oder Parken behilflich sein, oder gar Auskünfte über das Wetter anbieten. Die smarte Stadt „antwortet“ auf Bedürfnisse, bevor man sie überhaupt hat. So schafft die materielle Umwelt selbst potentiell Erzählungen im Leben ihrer Nutzer.

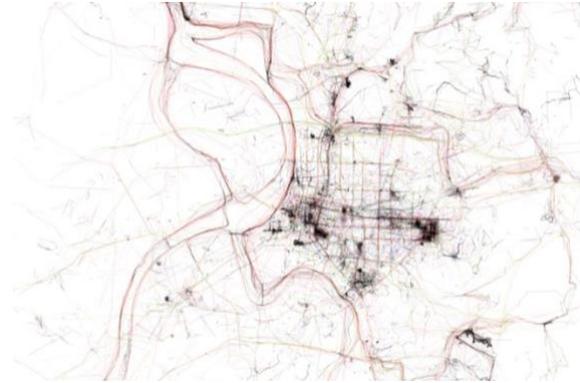


Abb. 5. Geo-Tags in Taipei

Allerdings wird die Hauptfunktion der Smart City sein, Daten zu sammeln. Daten sind eine Ressource und eine Währung. Als eine Art Informationsorganismus produziert die Stadt täglich Unmengen davon, zum Beispiel wie viele Menschen zu welcher Tageszeit den Fußgängerviadukt oder eine bestimmte Bus- oder Metrolinie verwenden. Früher wären diese Informationen schlichtweg unfassbar gewesen, aber mit der digitalen Technologie ist die Analyse dieser Big Data zum Alltag geworden. Diese Daten können gezielt ausgewertet und für den urbanen Stoffwechsel (oder eben Datenfluss) wieder nützlich gemacht werden, indem ihre Auswertung die zukünftige Stadtform mitbestimmt. Zum Beispiel kann man anhand der Fußballdaten eines smarten Viadukts rechtzeitig erschließen, wann er erweitert oder ersetzt werden müsste. Oder den öffentlichen Verkehr gezielt organisieren, damit dann weniger Busse fahren, wenn weniger Leute unterwegs sind. Man ortet Menschen an Hand ihrer Handys, das fast alle immer bei sich tragen. So erschließen sich den Analysealgorithmen die Dichten der Menschenmengen. Jeder leuchtende Punkt auf dem Display in einem hypothetischen datenbasierten City Controlling Room repräsentiert einen Menschen; eigentlich sein Handy. Wenn unsere Protagonistin an dem Gässchen **台北市信義區吳興街** vorbeizieht, sendet ihr Handy ihren Aufenthaltsort stets aus, und diese Daten können theoretisch ausgewertet werden, um Fußgängerflüsse zu optimieren. Der Anspruch vieler Smart City Visionen ist eine vollkommene Übersicht über die Gewohnheiten der Städter. Solange solche Verfahren anonym bleiben und der leuchtende Punkt nicht spezifisch mit einer bestimmten Person, die dieses Handy besitzt, und mit den Inhalten ihrer WhatsApp- und E-Mail-Mitteilungen in Zusammenhang gebracht wird, erzeugt dies wenig Aufregung. Aber wie wir vom Fall des Whistleblowers Edward

Snowden wissen, ist es für Regierungen theoretisch sehr wohl möglich, Daten zusammenzuführen, Schlüsse aus ihnen zu ziehen, um Menschen (die sie etwa für Terroristen halten) zu orten, zu verfolgen und durch eine Drohne zu eliminieren. Die taiwanische Regierung verwendet bereits jetzt persönliche Handydaten, um die durch das Covid-19-Virus Infizierten oder möglicherweise Infizierten zu orten. So sichert sie, dass diese auch zu Hause, in der Quarantäne bleiben. Zweimal am Tag werden sie angerufen, um nachzuprüfen, dass sie nicht einfach ihr Handy zuhause gelassen haben. Antworten sie nicht, werden sie von der Polizei besucht.⁹

In Gedanken versunken, merkt unsere Protagonistin erst jetzt, wie englischsprachige Straßenschilder immer dünner gesät sind. Auf vergitterten Balkonen weht trocknende Wäsche, Hunde bellen, und die wenigen Bewohner auf den Straßen schauen sie nun etwas länger an als in Downtown.

Wenn man eine Stadt erkundet, besonders nachts, ist es eben nicht egal, ob man Mann oder Frau, einheimisch oder ein weißer Dämon ist (wie die Einheimischen früher die weißen portugiesischen Kolonialherren genannt haben, die sie wohl auf Grund ihres Teints an Geister erinnern haben). Unsere Heldin zieht ihr Handy aus der Tasche. In der Uber App braucht sie nicht ihre Adresse einzutippen; dies kann sie auf Mandarin sowieso nicht. Durch das stadtweite gratis zur Verfügung gestellte drahtlose Internetnetzwerk kann sie ihren Aufenthaltsort bis auf ein paar Meter genau durch das GPS bestimmen lassen; sie kann die Hoteladresse noch einmal schnell googeln und als Zielort eingeben. In ein paar Minuten kommt bereits ihre Fahrtgelegenheit, ein unscheinbares graues Ding. Sie steigt mit der Begrüßung – *ni hao* – ein, und muss weiterhin kein einziges Wort mit dem Fahrer wechseln, der alles, was er wissen muss, bereits durch die App vermittelt bekam.

Sie gleiten durch die Stadt, zuerst rasend durch die Peripherie, und dann wieder kriechend durch den Stau in der Innenstadt. Die blinzelnden Neonschilder, die roten Tempellaternen, Motorräder- und Autolichter blitzen auf und verschwinden wieder. Die Stadt wird in der Bewegung durch sie hindurch erkannt. Jetzt ist das Gehen ins Fahren übergegangen und es wird anderes sichtbar, neue Zusammenhänge eröffnen sich. Im Bauch des Wagens verschmilzt ihr psychophysisches Ganzes mit der Maschine und sie antizipiert körperlich Kurven und Beschleunigungen, wenn Ampeln umschalten.

⁹ Yimou Lee, „Taiwan’s new ‚electronic fence‘ for quarantines leads wave of virus monitoring“, <https://www.reuters.com/article/us-health-coronavirus-taiwan-surveillanc/taiwans-new-electronic-fence-for-quarantines-leads-wave-of-virus-monitoring-idUSKBN2170SK> (22.7.2020).

Dass Technologien die natürlichen Vermögen des menschlichen Körpers erweitern, ist eine bekannte und wenig kontroverse These. Das Teleskop erweitert das Sehvermögen in die Ferne. Das Mikroskop erweitert sie ins Klitzekleine. Die motorisierten Verkehrsmittel beschleunigen die Fortbewegung, erschließen neue Territorien und das an einem Tag Machbare. Mit ihrer These des erweiterten Geistes gehen Clark und Chalmers einen Schritt weiter und behaupten, dass die ganze materielle Welt geistige Funktionen wie das Gedächtnis potentiell erweitern. In ihrem Beispiel erweitert ein Notizheft das Gedächtnis des Alzheimers-Kranken Otto und hilft ihm, das Museum of Modern Art in New York zu orten.¹⁰

Der besagte Aufsatz von Clark und Chalmers ist aus dem Jahr 1998, und die Situation heute ist ein wenig anders. Jetzt sind es nicht nur Alzheimer-Kranke, die ihr Gedächtnis auslagern, um durch eine Stadt zu navigieren. Man sieht sie überall, diese reisenden Cyborgs, wie sie mit einem ausgestreckten Arm und dem iPhone vor der Nase mit Hilfe von Google Maps und GPS etwas suchen. So werden sie zu einfachen Zielscheiben selbst für die Anfänger unter Taschendieben, die ihnen im Handumdrehen das Handy aus der Hand pflücken und in der Menschenmenge verschwinden. Zugegeben helfen uns diese Apparate nicht so wie Otto, sich einer Adresse zu erinnern, sondern sich in einer Stadt überhaupt erst zurecht zu finden. Das Handy unserer Protagonistin hat gerade ihre Navigations- und Fortbewegungsfähigkeit erweitert und sie bekam ohne jegliche Mandarinkenntnisse und mit nur vage erinnerten Stadtkenntnissen eine Fahrtgelegenheit bis zum Hoteleingang. Doch wenn man den Begriff des Geistigen dermaßen erweitert, wird er bedeutungslos. Inwiefern *sind* Notizhefte, Handys oder auch Straßenschilder Gedächtnis? Wessen Gedächtnis denn?

Die Herberge unserer Protagonistin ist das *Solo Singer Hotel* im Tienmou-Distrikt. Sie tritt ein, geht an der Rezeption vorbei in den Lift. Die Ziffern Eins und Null leuchten auf dem gedrückten Knopf, der Lift hält im zehnten Stock mit einem schrillen Klang an. Ihr Hotelzimmer überblickt die funkelnde Stadt, und sie bleibt für einen Moment lang vor dem Fenster stehen. In der Weite erkennt sie, wie der Turm Taipei 101 über die Stadt wacht. Was wie eine Szene aus Sofia Coppolas Film *Lost in Translation* aus 2003 anmutet, in dem ein alternder Schauspieler, gespielt von Bill Murray, aus seinem Hotelzimmer die Lichter von Tokio überblickt, ist in der Realität ihres Schuhschachtelzimmers weitaus weniger glamourös. Allerdings ist der Ausblick aus ihrem Fenster dem Display in einem hypothetischen City Controlling Room zum Verwechseln ähnlich. Jeder einzelne der leuchtenden Punkte des

¹⁰ Andy Clark und David Chalmers, „The Extended Mind“, in: *Analysis*, 58/1 (Januar 1998), 7–19.

Verkehrs dort unten könnte genauso gut eine digitalisierte Repräsentation eines Menschen sein; eigentlich seines Handys.

Die leuchtenden Punkte auf dem Display bewegen sich jedoch. Manche langsamer, manche schneller, manche geradeaus, manche links oder rechts. Die Stadt wird anhand der Handydaten ihrer Nutzer in Echtzeit abgebildet. Diese werden aus der binären Computersprache in sich bewegende Lichtpunkte übersetzt. (Dementsprechend sind handylose Obdachlose und Kinder in diesem Kunstwerk unsichtbar.) Ein Punkt ist still und fängt an sich zu bewegen, zuerst langsam, und wenn der Handybesitzer auf ein Moped steigt, wieder schneller. Er biegt nach links ab, dann nach rechts in eine Straßenkurve. Ist er vom Moped abgestiegen, wieder langsamer. Könnten die Stadtbewohner dieses Juwel, dieses pulsierende Herz aus Daten sehen, würden sie sich vielleicht als Protagonisten einer Cyberoper sehen, sie würden ihren Beitrag zum Gesamtrhythmus erkennen, dieses Balletts aus Einser- und Nuller-Reihen. Sie würden ihre Stadt womöglich nicht mehr nur als banale Alltagskulisse, sondern als phantastische Landschaft der Bewegungsmöglichkeiten erleben. Bis eine Person für jemanden mit Zugriff zu diesen Daten unbequem, geortet, verfolgt und eliminiert wird. Unsere Protagonistin schaut: aus dem zehnten Stock des Hotels blickt sie auf das Lichtermeer der Stadt hinunter, bis sie den Vorhang zuzieht.

Tea Lobo; E-Mail: Tea.matija.lobo@gmail.com

Abbildungsverzeichnis

1. Bild freundlicherweise zur Verfügung gestellt von Earth Science and Remote Sensing Unit, NASA Johnson Space Center. Bildnummer: ISS033-E-8908.
<https://eol.jsc.nasa.gov/searchphotos/photo.pl?mission=ISS033&roll=E&frame=8908>
2. Bild freundlicherweise zur Verfügung gestellt von Prof. Simon McMullan, Macquarie University, Australien; Aufnahme vom Doktorand Bowen Dempsey. Das Bild erschien in: Farmer et al. „On the presence and functional significance of sympathetic premotor neurons with collateralized spinal axons in the rat“, in: *Journal of Physiology* 597/13 (2019), 3407–3423, Abbildung 1.
3. Bild freundlicherweise zur Verfügung gestellt von Google Maps. Kartendaten © 2020 Google.
4. Die Datei wurde unter der Lizenz „Creative Commons Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen“ in Version 3.0 (abgekürzt „CC-by-sa 3.0“) veröffentlicht. Urheber: Pauli Rautakorpi.

5. Bild freundlicherweise zur Verfügung gestellt von Eric Fischer; „The Geotaggers’ World Atlas #55: Taipei“.
<https://www.flickr.com/photos/walkingsf/4647700810/in/photolist-87RJfu-85GFwA>